Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 5 (1915)

Heft: 39

Artikel: Jenseits des Gotthard [Schluss]

Autor: A.L.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-641276

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

vorbei sein werde, das konnte sie sich denken. Sie glaubte mit dem schon längst im Reinen zu sein und meinte, dieser Verzicht sei etwas Selbstverständliches. Warum tauchte nun wieder in ihrem Innern das Mahnen an vergangenes Glück auf? Jetzt, wo sie es verlieren sollte, begann es zu glänzen wie im goldenen Abendschein. Es war doch herrlich gewesen, was sie besessen und das ihr nun zwischen den Fingern zerrann. Sie hatte mit René französische und deutsche Bücher gelesen und sich an dem erfreut, was ihnen die Dichter der beiden Völker von ihrem Köstlichsten geboten. Also auch mit dem war es vorbei, vorbei —. Und doch hatte René so manchen deutschen Lieblingsdichter gehabt und ihre Werke gerühmt. Erst durch ihn hatte sie überhaupt die Literatur kennen gelernt, sowohl die deutsche wie die französische. Er war ja ungleich höher gebildet wie sie, alles, was sie an Kenntnissen besaß, kam von ihm. Sie war wie weiches Wachs gewesen in seinen Händen, sie ließ sich durch ihn formen wie er wollte. Er, der in allen Wissenschaften sattelfest, erzog sie zu dem, was sie jetzt war, aber so wie er sie schulte, fand sie es als eine Lust zu lernen. Sich ihrer Geringheit immer mehr bewußt werdend, hatte sie zu ihm empor geblickt wie zu einem höheren Wesen. Obschon sie eine recht tüchtige Schulbildung genossen und der Vater sich viel mit ihr abgegeben, da er ja Lehrer gewesen, sah sie es doch gleich ein, wie unwissend sie sei und schämte sich, gab sich alle Mühe, seiner würdig zu werden. Aber das war ja alles nichts, zum Vergleiche mit ihm reichte nichts hin, nichts. In seiner Liebe zu ihr war er nachsichtig gewesen mit ihren Mängeln, nun aber würde das anders werden, das fühlte sie und eine entsetzliche Angst befiel sie. Wie sollte sie fürder vor ihm bestehen, wenn er sie kritisch betrachtete und überall deutsches Wesen, deutsche Plumpheit, deutschen Dünkel an ihr und in ihr finden würde? Heiland, wie heiß stieg es ihr zu Kopf und hämmerte in den Schläfen. Wie verlassen war sie, verlassen von Gott und den Menschen. Sie kam sich vor wie damals, als der Vater starb und sie nach Paris reisen mußte, um ihr Brot zu verdienen bei wildfremden Menschen, deren Sprache sie kaum verstund und die sich gerne über sie lustig machten, da sie, armes Schwarzwaldmädel, nichts wußte von der sündhaften Pracht von Paris. Aber damals hatte sie immer noch die Mutter besessen. Die war nun aber längst tot. Ihre beiden verheirateten Schwestern waren so verschieden im Charakter, gingen so sehr in ihren kinderreichen Familien auf, daß diese ihr nur dann schrieben, wenn sie ihnen das Geldgeschenk zu Weihnachten zuschickte. Nähere Verwandte in der Heimat hatte sie keine mehr und die Familie ihres Mannes wollte von ihr nichts wissen. So stand sie allein, allein, und wenn René starb oder seine Liebe für sie sich in Haß wandeln sollte, dann war alles aus und ihr blieb nichts wie der Tod — ja der Tod, denn sie konnte nicht weiterleben ohne ihn.

Jenseits des Gotthard.

(Schluß.)

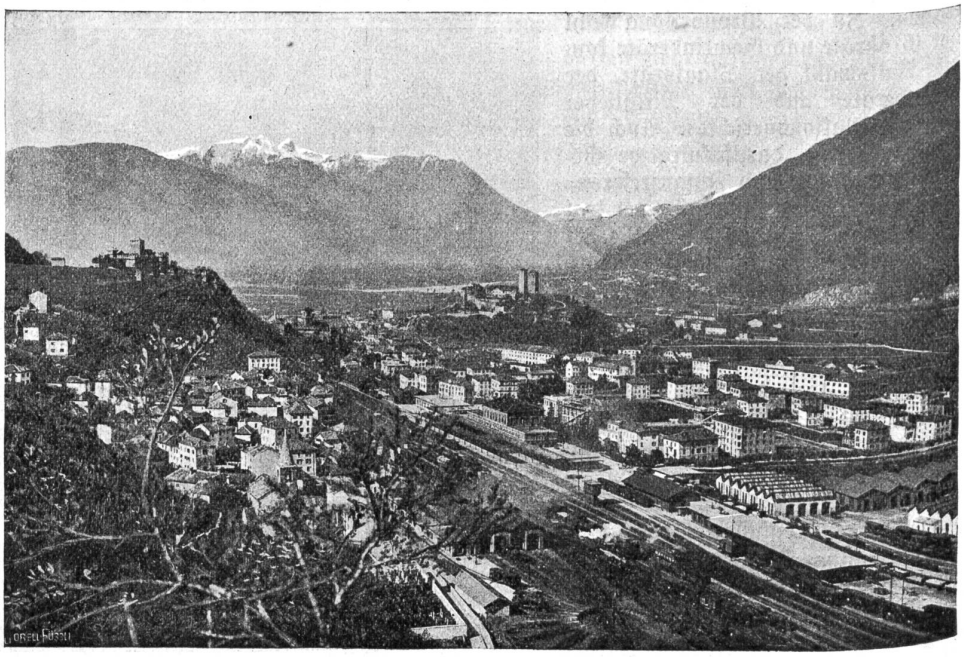
Die neue Epoche im tessinischen Staatshaushalt wurde eröffnet durch das unter Vermittlung des Bundes zustandegekommene Verfassungsdekret vom 9. Februar 1891. Als Hauptverfassung gilt noch heute diejenige von 1830. Während aber die zahlreichen Partialrevisionen vor der letzten Revolution nahezu ausschließlich dem Interesse der herrschenden Partei dienten, wurde durch die neuesten Verfassungsrevisionen den allgemeinen Wünschen und Bedürfnissen des Tessinervolkes in weitgehendstem Maße Rechnung getragen. Zu der Proportionalwahl der Großräte und Gemeinderäte kam die Volkswahl der Staatsräte, der Ständeräte und der Mitglieder des Appellationsgerichtes. Auch die Volksinitiative, das fakultative Gesetzesreferendum und Finanzreferendum wurden eingeführt. Damit trat der Kanton Tessin in die Reihe der reindemokratischen kantonalen Republiken. Die ausgewanderten Tessiner, welche in der Fremde ihre Anhänglichkeit für die Heimat, die sogenannte „Attinenza", treu bewahrten, verlangten das verlorene Stimmrecht in der Heimatgemeinde wieder zurück. Trotzdem die Erfüllung dieses Wunsches der Bundesverfassung zuwiderlief, wurde schließlich dem echt tessinischen Charakterzug Rechnung getragen und den abwesenden Tessinern das Stimmrecht zugestanden unter der Bedingung, daß sie wie die anwesenden Bürger die Haushaltungssteuer entrichten. Damit wurde das Band zwischen dem Mutterlande und seinen fernen Söhnen wieder enger geknüpft. In unserm Bundesstaat gilt zwar der Grundsatz: Jeder Kanton und jeder Kantonsbürger ist vor dem Gesetze gleich. In Anbetracht der besondern Verhältnisse im Tessin mußte eine Ausnahme gemacht werden. Alle Jahre verlassen etwa 600 Personen die tessinische Heimat, um sich in Amerika eine neue Wohnstätte mit bessern Erwerbsverhältnissen zu suchen. Denn trotzdem zwei Drittel der Bevölkerung die Landwirtschaft

Airolo.

Locarno-Muralto.

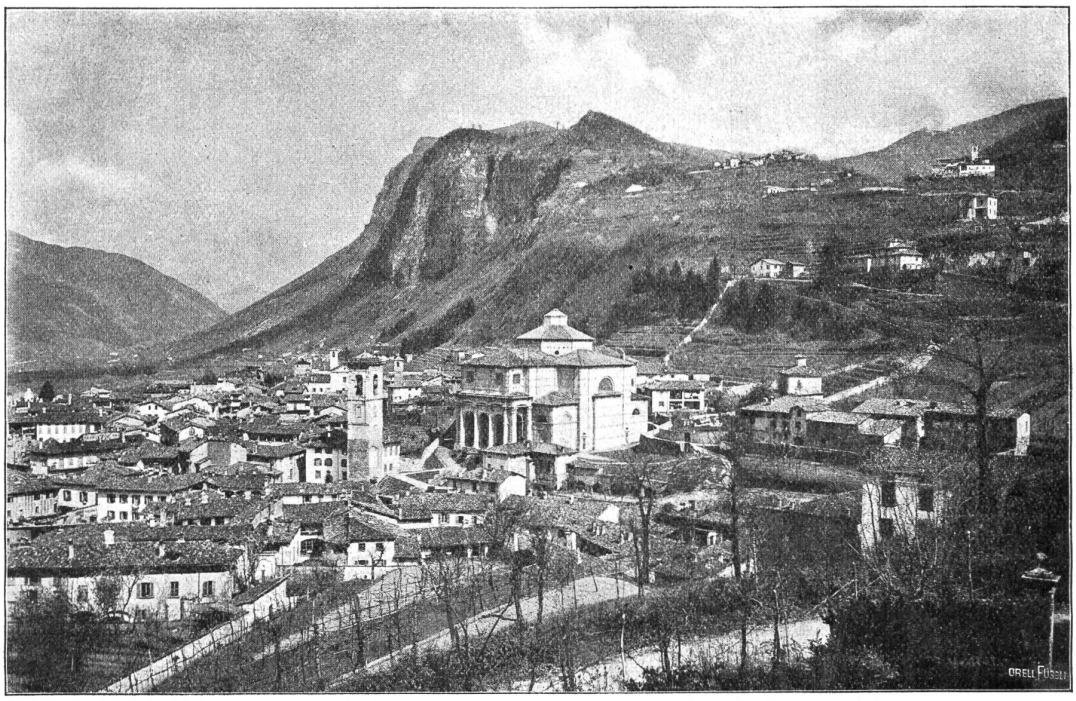
wiegt. Gegen diese Uebelstände in der Landwirtschaft kann nur andauernde Belehrung des Volkes, durch eine landwirtschaftliche Schule und durch ein weitverzweigtes System landwirtschaftlicher Genossenschaften, aufkommen. Letztere arbeiten schon in erfreulicher Anzahl in den Tälern des Tessin. Von einer seit Jahren erhofften neuen Schulgesetzgebung erwartet man auch die Gründung der landwirtschaftlichen Schule. Leider ist den Konservativen der Krieg zu Hilfe gekommen, um sie im Widerstand gegen das im Wurfe befindliche Schulgesetz zu unterstützen. Industrie und Handel sind auch nicht in der Lage, den zur Auswanderung gezwungenen jungen Bergbauern genügend Arbeitsgelegenheit zu verschaffen. Der Staat hat die Gewinnung von Eisen, Gold, Silber und Quecksilber beinahe gänzlich eingestellt und die wertvollen Mineralquellen werden aus Mangel an Unternehmungsgeist nicht ausgebeutet. Die Gneis- und Granitindustrie mit den Steinbrüchen der Gotthardbahn entlang scheint auch an irrationellem Betrieb zu kranken. Die Tabakindustrie mit den weltbekannten „Brissagos" allein blüht, während die gutentwickelte Strohindustrie infolge ausländischer Konkurrenz und hoher Ausfuhrzölle dem Verfall entgegengeht. Von den andern Industriebetrieben, wie man sie in andern Kantonen auch hat, brachte es noch keiner zu größerer Entfaltung, obschon, wie es der 1890 in den Tessin entsandte eidgenössische Kommissär Künzli in einem Bericht an den Bundesrat ausgeführt hat, die Grundlagen zur gedeihlichen Entwicklung vorhanden wären: „Ich kann meinen Bericht nicht beendigen, ohne den Wunsch auszusprechen, es möchten sich diesseits des St. Gotthard

betreiben, finden die wenigsten ihren ausreichenden Lebensunterhalt. Neben dieser relativ weitaus stärksten Auswanderung im Vergleich zu den übrigen Kantonen ist noch eine ungewöhnlich starke temporäre Auswanderung aus dem Tessin zu verzeichnen. Manches Tessinerdorf steht im Sommer unter dem Regiment der tapfern Frauen, die es nach Rückkehr der Männer im Herbst selbstlos in deren Hände zurücklegen. Die Hausväter und die sparsamen Söhne bringen jeweilen eine hübsche Summe Geldes nach Hause, welche sie als Maurer, Gipser, Flachmaler, Steinhauer, Glaser, Kaminfeger erworben haben. Im Winter treffen wir in den Städten des nördlichen Europas Tessiner als Kastanienbrater und Südfrüchtenhändler. Weder die dauernde Auswanderung, noch die zeitweise Abwanderung der tüchtigsten Arbeitskräfte sind in einem besonderen Wandertrieb der Tessiner begründet. Schweren Herzens verlassen sie Familie und Heimat. Der ökonomische Rückstand des Landes zwingt sie dazu. Alpwirtschaft und Viehzucht, Tabakbau, Obst-, Gemüse- und Weinbau vermöchten zwar ihre Arbeiter wohl zu ernähren, wenn der Betrieb rationell eingerichtet wäre. Aber der Kulturboden ist in viele kleine Areale zerstückelt und die Besitzrechte sind oft so verwickelt, daß dem einen der Boden, dem zweiten das Gras darauf, dem dritten die Rebe darüber und dem vierten der Wein gehört. Dazu liebt der Tessiner das Vielerlei in der Produktion. Auf dem gleichen Felde zieht er Mais, Kohl, Bohnen, Feigen, Orangen und Trauben. So wird durch die durch Güterteilungen geförderte vielgestaltige Zwergwirtschaft der Auswanderung Vorschub geleistet, welche dem Lande jährlich zirka 15,000 männliche Arbeiter entzieht, deren Verdienst die Schädigung des Landes durch ihre Abwesenheit während der besten Jahreszeit bei weitem nicht auf-

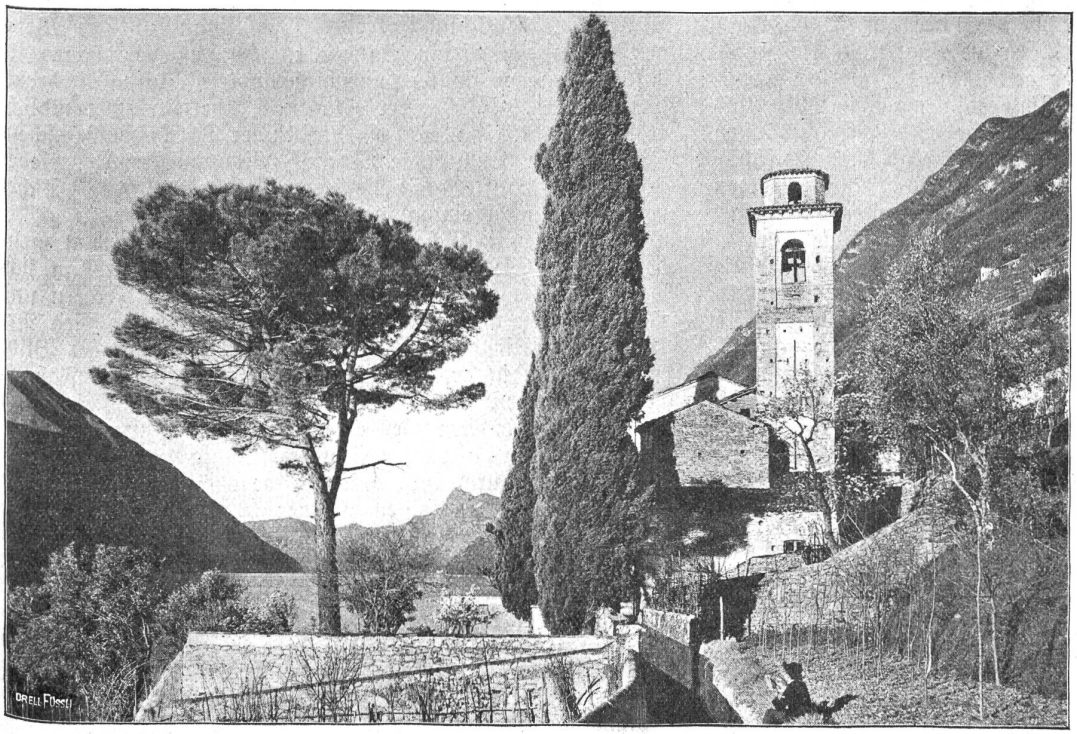


Bellinzona.

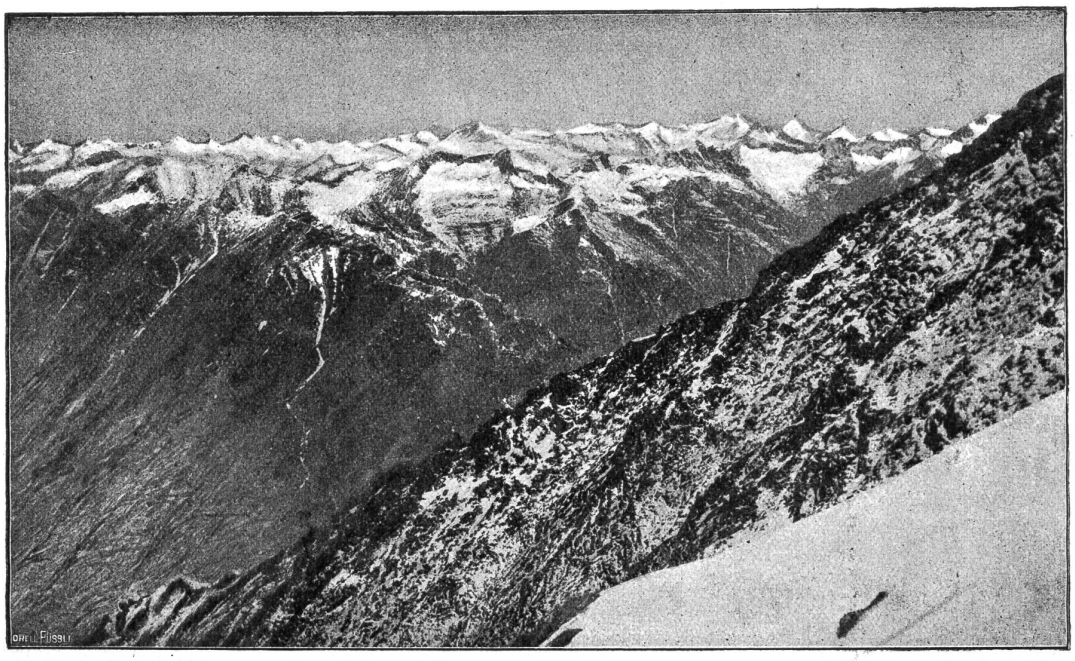
Männer finden, welche sich entschließen würden, im Kanton Tessin industrielle Geschäfte ins Leben zu rufen. Die Bedingungen für eine günstige industrielle Entwicklung wären vorhanden: Große Wasserkräfte, eine arbeitsame, nüchterne Bevölkerung, günstige Eisenbahnverbindungen mit den italienischen Häfen und die Gotthardbahn, welche sich ohne Zweifel herbeilassen würde, durch entsprechende Tarife die Industrie zu fördern." Leider hat sich gerade die Hoffnung auf Herabsetzung der Bergzuschläge im Transporttarif der Gotthardbahn nicht erfüllt. Diesem Umstand ist es zum großen Teil zuzuschreiben, daß Industrie und Handel nach 25 Jahren noch auf gleicher Stufe stehen. Und daß sich der Tessiner wirtschaftlich mehr an Italien hält, ist ihm nicht zu verdenken, wenn man weiß, daß viele Waren trotz des Grenzzolles von Mailand billiger bezogen werden können als aus der deutschen Schweiz. Neue Hoffnungen auf eine Besserung der Lage in Industrie und Handel leuchten aus der Zukunft herüber: Die Greinabahn und der Ausbau der Binnenschiffahrt, des Wasserweges zur Adria durch das Po-Tal und zum Ligurischen Meer über die See-Alpen. Auch das letztgenannte großartige Werk verdient unser Interesse, aber die Freunde des Tessins richten ihr Augenmerk in erster Linie auf die Greinabahn. Diesem Projekt droht die Konkurrenz der Splügenbahn. Wie die staatspolitisch außerordentlich wichtige Rhonebahn von Brig nach Airolo der verkehrspolitisch wichtigeren Simplonlinie weichen mußte, so könnten auch in der nächsten Zukunft die regionalen verkehrspolitischen Interessen der deutschen Schweiz über das staatspolitische Interesse des Bundes den Sieg davontragen. Die Tessiner wollen eine bessere Verbindung mit uns. Helfen wir mit, daß sie zustande komme! Ueber der ökonomischen wollen wir die Kulturfrage nicht vergessen. Es gilt mehr denn je, auch das geistige Band zwischen dem Tessin und der übrigen Schweiz fester zu knüpfen. Wie wir schon eingangs erwähnten, ist der Gedankenaustausch zwischen den Schweizern diesseits und jenseits der Alpen durch Vernachlässigung der dritten Nationalsprache stark beeinträchtigt worden. Hierin wurden staatspolitische Rücksichten den wirtschaftlichen Bedürfnissen vielfach hintangesetzt. In den deutschschweizerischen Schulen wird im allgemeinen die englische Sprache der italienischen vorangestellt. Den fremdenindustriellen Engländer empfangen wir demütig in seiner Muttersprache, mit dem Landsmann italienischer Zunge müssen sich dieselben nur in der Taubstummensprache unterhalten. Wer später englisch können muß, der lerne es in Handels- und Hotelschulen. Unsere Sekundar- und Mittelschulen aber sollten als zweite Fremdsprache ausschließlich italienisch, unsere Nationalsprache, unterrichten. Dann wäre doch jeder gebildete Schweizer



Mendrisio.



Oria.



Berner Alpen und Tessiner Berge.

imstande, alle schweizerischen Zeitungen zu lesen. Wenn auch keine der Tessinerzeitungen politisch eine große Rolle spielt, wenn sie meist nur dem Privatinteresse dienen, so führt uns doch die Lektüre der Zeitung des Landes ein in das Geistesleben unserer Miteidgenossen.

Viel eher zieht es uns dann auch hinüber, um Land und Leute jenseits des Gotthards persönlich kennen zu lernen.

Nur aus einem regen kulturellen Zusammenleben unserer verschiedenen schweizerischen Volksstämme wächst die gegenseitige Wertschätzung, welche leichtfertige Urteile Einzelner nicht zu untergraben vermögen.

A. L.

Das Deutschland des Krieges.

Die Gefangenen.

Von Gustav W. Eberlein.

Jeder dreißigste Mensch in Deutschland ist ein Kriegsgefangener. Jeder fünfte Mann ein Russe. Würde diese „Ueberfremdung" plötzlich bakterienhaft das Volkstum durchsetzen, so wäre Deutschland schneller und gründlicher russifiziert als Finnland, denn dem numerischen Uebergewicht der zehn Millionen militäruntauglichen Deutschen ständen die zwei Millionen russischer Soldaten, Männer im blühendsten Alter, gegenüber. Gäbe wie in alten Zeiten die größere Körperstärke den Ausschlag, so müßte die Furcht, von den Gefangenen überrumpelt zu werden, wie ein Alpdruck auf dem deutschen Volk lasten. Aber die Waffe, in die Hände einiger entschlossener Männer gelegt, hält heute die gewaltigsten Massen in Schach. Immerhin mag die Phantasie ängstlichen Gemütern es nicht recht geheuer erscheinen lassen, noch mehr Russen zu importieren, während die wehrfähige Bevölkerung weit hinter den deutschen Grenzen in Feindesland steht. Wie, wenn Hindenburg im zweiten Kriegsjahr zwei weitere Millionen gelbbrauner Gesellen schicken würde? Wenn ein Heer von vier Millionen Kriegsgefangenen sich auf ein Zeichen hin erheben, Deutschland überschwemmen, den eigenen Truppen in den Rücken fallen würde? Der Gedanke, man muß gestehen, hat etwas Gruseliges an sich, wäre von grotesker Großartigkeit, wenn — ja wenn die Palissaden und Stacheldrähte und Maschinengewehre nicht wären. Die Gefangenen sind die verkapselten Tuberkeln im deutschen Staatskörper. Jede größere Stadt hat ihr Gefangenenlager, aber kein Lebensstrang verbindet es mit ihr, keine Brücke mit der großen Welt.

Wenn ihnen nicht der dritte Napoleon das Erbe der roten Hosen hinterlassen hätte, würden die zwei- oder dreihunderttausend Franzosen in dem gelbbraunen Russenmeer völlig verschwinden. So aber erfreut bei einem Ausflug ins Grüne die leuchtende Komplementärfarbe das Auge. „Ach wie herrlich, dieses Rot!" säuselt der deutsche Backfisch, wo sein spöttischer Begleiter nur „eine prächtige Zielscheibe" sieht. Wo immer man im Felde an arbeitenden Franzosen vorüberkommt, richten sie sich auf, stützen sich auf die Schaufel und lächeln, winken oder salutieren, je nach dem Spaziergänger. Sie wissen mit solcher Höflichkeit das Käppi zu ziehen, daß einem trotz dem mörderlichen Bajonett der feldgrauen Wache die Hand nach der Zigarettentasche rutscht. Aber laß dich nicht erwischen! In disziplinarischen Dingen versteht der gemütlichste Sachse keinen Spaß. Die Schuljugend argumentiert anders: darf man den Franzosen nichts schenken, so sollen sie uns etwas schenken. Zum Beispiel einen Uniformknopf. Der steht im Tauschhandel der Schulbörse im Kurse einer deutschen Patrone. Diese finanzpolitische Weisheit eignete ich mir in Bayern an, wo ich eines Tages ein Rudel Jungens hinter einem Grüpplein Rothosen dreinspringen sah. „Sie, Herr Franzuus," bettelte unermüdlich, mühsam Schritt haltend, ein barfüßiger Dreikäsehoch, „schenkens ma an Knuupf!" Worauf Pioupiou immer wieder in komischer Hilflosigkeit die leeren Hände hochwarf. Sicher verstand er nicht einmal deutsch, der Barbar!

Nach den russischen Arbeitern wendet man kaum mehr den Kopf. Sie haben so gar nichts Romantisches an sich, wenn sie, eine alltägliche Erscheinung, auf den Feldern und Heiden hacken und schaufeln. Um so auffallender wird ihre Urwüchsigkeit in den eleganten Städten. Ein typisches Bild: in einer freudig erregten Straße, deren flatternde Fahnen in drei Farben Sieg! Sieg! rufen, zieht und schiebt ein halbes Dutzend Franzosen einen Handwagen. Die gesenkten Köpfe verraten nationalen Schmerz. Ruhig machen die Leute Platz, lassen durch ihre Haltung dem Feinde fühlen, daß sie in ihm den würdigen Gegner zu ehren wissen. Nach einer Weile kommt ein Trupp Russen. Baumlange Kerle mit Gesichtern von einer Mannigfaltigkeit, für die der kundigste Ethnologe keinen Vers zur Hand hätte. Kirgisen, Kalmücken, Tataren, Mongolen — was lebt doch alles in Väterchens weitem Reich! Für die Deutschen empfindet der russische Soldat weder Liebe noch Haß, sondern das, was ihm eingeimpft, anbefohlen wird. Er fügt sich blindlings unter jedes Kommando aus dem naiven Gefühl heraus, wer zu kommandieren in der Lage sei, müsse der Stärkere sein, dem man